
n e t z T E X T E

von

Thomas Kempken

versalia.de

Inhalt

Das Licht am Ende des Tunnels	1
Von der Insel Karpathos	2
Reise nach Usedom	3
Das Licht am Ende des Tunnels - II	7
Toskanisches Tagebuch	8

Das Licht am Ende des Tunnels

(...) plÄtzlich sah er sich auf dem Bahnsteig des Klever Bahnhofes stehen, vÄllig zerlumpt, stinkend, verwildert, nur mit einem kleinen BÄndel auf dem RÄcken, sein armseliges Hab und Gut. Die Menschen eilten geschÄftig an ihm vorÄber; nein - : sie schienen einen Bogen um ihn zu machen, entgeistert wie auf einen bekannten Stadtstreicher starrend, verständnislos die KÄpfe schÄttelnd. Von Krieg keine Spur; er fand Kleve vor, so wie er es verlassen hatte, vereinzelte BombenschÄden von fleiÄigen MenschenhÄnden beinahe besiegt, alles schien seinen normalen Gang zu gehen. Auf seinem Gang durch die Innenstadt in Richtung dessen, was einmal sein zu Hause gewesen war, erblickte er bekannte Gesichter: Einige, die ihm etwas bedeuteten, andere, die er nur vom flÄchtigen Sehen her kannte.

Man schien ihn jedoch gar nicht wahrzunehmen, drÄngte an ihm vorÄber, sich beeilend, um nur nicht mit ihm sprechen zu mÄssen offenbar, aber auch diese MÄhe wÄre ohnehin vergebens gewesen, denn er konnte sie nicht ansprechen. Er versuchte einen MorgengruÄ, redete einige mit ihrem Namen an, aber sie schienen ihn nicht hÄren zu wollen, niemand drehte sich zu ihm umâ€ hÄrten sie ihn vielleicht Äberhaupt nicht?

Er lief weiter durch die StraÄen, die ihm immer unbekannter vorkamen, ein nicht enden wollender Heimweg. Er hÄrte nicht auf zu grÄÄen â€“ jedenfalls bildete er es sich ein -, die Hetzenden anzusprechen, mit immer grÄÄerer Verzweiflung â€“ nichts, keine Reaktion, es war hoffnungslosâ€! Es hungrte ihn, also betrat er ein GeschÄft, um etwas Brot zu bitten: vielleicht eine Schale warmer Suppe, aber niemand bediente ihn, man schien durch ihn hindurch zu sehen wie durch einen Geist, schien seine Not nicht zu erkennen.

Und wieder hinaus ins Freie, stÄrzte er sich ins GetÄimmel der StraÄe, sich nur noch auf den Heimweg konzentrierend, alle Kraft zusammen nehmend, und eine furchtbare Angst beschlich ihnâ€! Nach Stunden des Umherirrens, Laufens, Suchens, fand er endlich eine ihm bekannte StraÄe. Sich hinein stÄrzend, so als wolle er die verlorene Zeit einholen, gab er seine letzte Kraft, seine letzte Hoffnung, warf alles in die Waagschale, schon Licht am Ende des langen, nicht enden wollenden Tunnels erblickend: ja, das war die Horst-Wessel-StraÄe, er war ganz sicher, sie trug nun einen anderen Namen; er aber stÄrzte weiter, erblickte in der Ferne sein Haus, als die Kraft ihn verlieÄ. Er brach zusammen, fiel rÄcklings auf den von Menschenmassen wimmelnden BÄrgersteig, blickte panisch in die sich plÄtzlich Äber ihn beugenden Augenpaare, die fragend und mit einem Mal interessiert dreinschauten. Er erkannte Gesichter, deren Namen ihm entfallen waren, blinzelte weiter und erstarrte: Maria!

Sie starre wie die anderen auf ihn, von einem schnauzbÄrtigen Mephisto mit bÄsen Augen an den HÄften umfasstâ€! â€žKennst Du den?â€œ bellte die Teufelsgestalt, und Maria, die ihm verständig und irritiert in die Augen gesehen hatte, zÄrgerte lange. Er war unfÄig zu sprechen, unfÄig, ihr die Augen zu öffnen, unfÄig, sie des furchtbaren Verrates an ihn anzuklagen, er konnte nur noch starren in ihr vertrautes, fremdes Gesicht.

â€žNeinâ€œ, hÄrte er sie sagen und es war, als bohre sich ihr â€šNeinâ€ wie eine Lanze in seinen Leib. â€žDann komm endlichâ€œ, befahl die Stimme und versuchte, Maria fortzuziehen, sie, die sich seinen Blicken nicht entziehen konnte, aber dennoch fÄr ihn unerreichbar war.

â€žDer Mann ist tot!â€œ rief jemand und verlangte nach Arzt und Leichenbestatter. Die Welt schien fÄr ihn unterzugehen, er versuchte zu schreien, um sich der auseinander stiebenden Menge mitzuteilen, aber sein von ihm selbst als unendlich laut empfundener Ruf nach Maria verhallte ungehÄrtâ€!

â€žMaria!â€œ brÄllte er in den schlaftrunkenen Waggon und schreckte hoch, schweiÄberstrÄmt, RealitÄt kaum fassen kÄnnend (...).

Von der Insel Karpathos

(...) Dritter Tag, Abend. Balkon eines spartanisch eingerichteten Zimmers mit Blick aufs Meer. Nein, nicht nur Blick aufs Meer - greifbare Nähe des Meeres, kaum einen Steinwurf ist es entfernt, man hört die sanfte Brandung am Tage und besonders in der Nacht. (wir schlafen bei sperrangelweit geöffneter Balkontür!).

Dabei ist es tagsüber durchaus nicht lauter als nachts - laut im Sinne von Strassenlärm, Touristen etc. Ein angenehmer Geräuschpegel: ein kläffender Hund (weit entfernt), ein wiehernder Esel (näher, belustigender, weil ungewohnt), dann die Brandung, sanft, wie gesagt, ein dumpfes Rauschen, manchmal Plätschern, wenn das Wasser gegen den Fels klatscht... und ansonsten Stille. Stille, Urlaub für die Ohren.

Der optische Eindruck: Felsiges, manchmal schroffes, karges Land, wie man es vom Süden gewohnt ist. Mancherlei niedergedrücktes Gestapp wie dahingeworfen an den Hängen, wie gewalzt vom ewigen Meltemi, der unaufhörlich, aber mit wechselnder Stärke, vom Meer her blässt. Weissgetünchte Flachbauten, griechisch eben, denke ich, der Griechenland respektive Karpathos noch nicht allzu lange kennt. Weiss, zur Abwechslung manchmal sandfarben, mit kleinen, oft blaubemalten Fensterrahmen, kleben sie friedlich am ansteigenden Gestade. Wenige Menschen, meist Touristen, wenn schon, auf dem Weg zum Strand oder zu den Tavernen, die man hierzulande so sehr schätzt.

Die Sonne - ein sengender Stern zur Nachmittagszeit. Kein Wälkchen gibt Hoffnung auf ein wenig Schatten; um den Schatten muss man hier kämpfen, muss ihn suchen wie die sprichwörtliche Nadel... Die Sonne - ewig lang im Zenit steht sie, scheint kaum einen Weg zum Horizont zu finden, bevor dann irgendwann, am späten Nachmittag, doch noch ihre Bahn sich senkt - kaum jemand hat noch darauf zu hoffen gewagt - und die Hitze allmählich in angenehme Wärme übergeht. Dann, am frühen Abend, je mehr sie sich der Meeresoberfläche nähert, scheint sie geradezu ins Wasser zu fallen!

Nein, es ist kein üblicher Sonnenuntergang; einmal in Fahrt, plumpst sie der Horizontalen entgegen, berührt sie, schneidet sie, verschwindet... und schon ist es Nacht! (...)

Reise nach Usedom

Heute, am ersten Tag unseres Aufenthaltes, Flanieren entlang der Strandpromenade in Heringsdorf, einem der so genannten "Drei KaiserbÄder". Villa an Villa reihen sich hier aneinander, vielfach von parkÄhnlichen GÄrten umstanden. Herrliche Anblicke - wenn man es seinem Auge gestattet, es auf diese Weise zu betrachten - und sich-zurÄck-versetzt-fÄhlen in eine lÄngst vergangene Zeit; in die wilhelminische Zeit, in die Zeit Heinrich und Thomas Manns, der Theodor Fontanes und Maxim Gorkis. Es fehlt nicht an Erinnerungstafeln, Skulpturen und BÄsten, die den Betrachter an die alten, prominenten Besucher erinnern sollen.

Diese BÄderarchitektur des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die man an diesem Ort (trefflich restauriert und instand gesetzt) bewundern kann, bleibt auf mich nicht ohne Wirkung.

Wir haben unser Domizil im Gartenhaus der "Villa Elisabeth", einer Wohnung mit drei stilvoll eingerichteten, hohen Zimmern, deren WÄnde teilweise mit herrlichem (echtem) Stuck verarbeitet sind und deren FlÄgelstÃr den Weg vom Wohnzimmer zur Freitreppe erÃffnet, Ãber die man den Garten erreicht.

Der Weg zum Strand ist kraftfahrzeugbefreit und binnen zwei Minuten zu bewÄltigen; ein schier unglaublicher Luxus, wie uns scheint. Der wohnungseigene Strandkorb, der uns fÃr die Dauer des Aufenthaltes zur VerfÄigung steht, vervollkommnet das Bild des Gelungenen und des Anspruchsvollen. Wie einst Thomas Mann (wenn auch nicht im leichten Sommeranzug) wÄhnt man sich, in diesem (Strandkorb) Platz nehmend, die Zeitung oder die UrlaubslektÃre lesend, von Zeit zu Zeit die See, ihre Wellen, die Schiffe, die sich erholenden Menschen betrachtend.

Der Gang Ãber die neue SeebrÃcke (erbaut 1995; die laut ReisefÃhrer lÄngste SeebrÃcke des Kontinentes, 503 m - ich zweifle!) mit ihrem schmucken Restaurant gehÃrt selbstverstÃndlich zum Pflichtprogramm des Besuchers.

Abends Rekapitulation dieses Tages. Zufriedenheit. Vorfreude. Skepsis.

Draussen tobt ein Gewitter.

Heute PeenemÃnde - Historisch-Technisches Informationszentrum, ehemals die sogenannte Heeresversuchsanstalt (HVA) der Nationalsozialisten. Ein gewaltiges Areal, obwohl man bereits kurz nach Ende des Krieges circa siebzig Bauten gesprengt oder demontiert hatte, ist noch vieles "erahnbbar", da Ruinen davon erhalten...

Das Kohlekraftwerk mit der Bekohlungs-Krananlage und dem FÄrderband - ganz im Stile der Industriebauten der dreissiger Jahre - auf seine Weise imponierend, beklemmend. Dieses Kraftwerk war die Voraussetzung fÃr den enormen Energie- und WÄrmebedarf zur Raketenforschung, sowie fÃr die Entwicklung und den Bau der A-4 Aggregate (besser bekannt als die durch Joseph Goebbels so benannten Vergeltungswaffen).

Viel Informationsmaterial Ãber Wernher von Braun, der angeblich das abgelegene Gebiet des nÄrdlichen Teiles der Insel Usedom hÃchstselbst als Standort der Forschungsanlage ausfindig gemacht hatte. Wie Ãblich (siehe Obersalzberg), zwangsenteigneten die Nationalsozialisten Mitte der dreissiger Jahre ein riesiges Areal, erklÄrten es zum Sperrgebiet, machten das alte Fischerdorf PeenemÃnde dem Erdboden gleich und bebauten das Gebiet mit den neuen Anlagen. Dazu rekrutierten sie Tausende von Arbeitern, zum Teil auch KZ-Insassen, um dieses Mammutwerk in kÄrzester Zeit auf die Beine zu stellen.

DarÃber hinaus wurde ein Flughafen in allernÄchster NÄhe aus dem Boden gestampft, Raketenabschussrampen erstellt und GelÄnde fÃr Testsprengungen hergerichtet. BefÃhrt man heute

den Greifswalder Bodden, zeugen immer noch zwei aufgelassene alte Leuchtfeuer, die den im Anflug befindlichen Maschinen den Weg zur Piste wiesen, mitten in der See aus dieser Zeit.

In Teilen des Kraftwerkbaus (ca. 100 mal 65 m gross) befindet sich heutzutage das Museum mit einer Menge Original-, Bild- und Tondokumenten. Auch ein Vorführraum ist integriert, das den Besucher mit entsprechendem Filmmaterial versorgt.

Auf dem Aussengelände Hubschrauber und Kampfflugzeuge aus sowjetischen und NVA-Beständen, sowie eine Original-V 2 Rakete.

Obwohl das Gelände heutzutage von Besuchern geradezu überflutet wird (der Museumsführer bestätigt 300000 Besucher/Jahr), kann man sich der dästeren Atmosphäre dieses Ortes kaum entziehen. Für den Rundgang sollte man sich mindestens drei Stunden Zeit nehmen, da es meines Erachtens wenig von Nutzen ist, durch die Ausstellungsräume bzw. -hallen zu eilen, ohne für einen Moment inne zu halten und die Dinge auf sich wirken zu lassen.

Wie vorhergesehen, diesen Ort in nachdenklicher Stimmung wieder verlassen.

Gestern am Gnitz. Sehr einsam, erwartet man, weltentdecktes Gestade am Ufer des Achterwassers - doch das Gegenteil ist der Fall; Schwaden von Einheitstag-Spaziergängern bevölkern den schmalen Pfad um die Südspitze des Gnitz. Ich staune. Es ist dennoch schön hier; Natur, soweit das Auge reicht; Weiden, Schilf, Rohrkolben, Pappeln, Ulmen, allerlei dichtes Gestäub im Auwald.

Am "Weißen Berg" (32 m) eine Alm - umzäuntes Weideland, durch rot-weiße bemalte Drekkreuze zu betreten; blickt man Richtung Berg, glaubt man sich in eine andere Welt versetzt. Der "Steig" führt steil hinan in Kiefernwald, schlängelt sich über Wurzeln und um gestützte Stämme unwegsam, bis man nach Minuten des schweißtreibenden Aufstiegs die Bank über den gelblichen, westlichen Abstürzen des "Weißen Berg" erreicht, und sich erleichtert niederlässt, um die Aussicht auf das zurückgelassene Achterwasser mit der Halbinsel Lieper Winkel im Hintergrund beziehungsweise die Krumminer Wiek zu genießen!

Vom Gipfel in östlicher Richtung die Höhe beinahe haltend durch Kiefernholzwald und pilzbestandenes Unterholz (Fliegenpilze, sehr schöne Exemplare!) am Naturcamping vorüber und endlich abwärts Richtung Lüttow, dem Ausgangspunkt der "Bergwanderung".

Im "Galeriegarten-Cafe" (sehr idyllisch gelegen; königliche Gartengestaltung) lockt der weltliche Genuss von Süßem, Deftigem, Heißem oder Köhlern. Von allem kosten wir, und wollen diesen Ort gar nicht mehr verlassen. Auch das ist Usedom.

Will man so wie einst Herr Mann (der Bemühte) die Greifswalder Oie besuchen, mußt man sich früh aus den Federn bemühen - vor allem, wenn das zu verlassende Bett in Heringsdorf steht, vierzig Kilometer von dem Ort entfernt, von dem das kleine Ausflugsboot MS Seeadler ablegt, um in etwa einhundert Minuten das oben genannte Eiland zu erreichen.

Das Naturschutzgebiet wird von einer Handvoll Idealisten bewohnt - was keineswegs abwertend zu verstehen ist - die, dem Verein "Jordsand" angehörend, sich zu Forschungszwecken die heimische Ornithologie betreffend unter spartanischen Bedingungen das ganze Jahr über hier aufzuhalten.

Die kleine Insel beherbergt kein Kraftfahrzeug, sondern als Fortbewegungsmittel führt ihre wenigen menschlichen Bewohner lediglich ein paar Fahrräder - und einen modernst ausgestatteten Seenotrettungskreuzer der DGzRS, der hier stationiert ist.

Neben einer scheinbar unberührten Natur beherbergt die Oie (gesprochen: "Oi", plattdeutsch: fährt)

"Insel") groÙzÙgige Weiden und einen kleinen Wald mit herrlichem Mischbestand: Ahorn, Esche und Ulme trifft man hier an, also BÄume, die recht anspruchsvoll in Bezug auf den Boden sind, in dem sie gedeihen, und von daher Äblicherweise in unseren "durchkultivierten" Forsten eher selten anzutreffen sind. Schlehen und BrombeerstrÄucher im ÄuberfluÙ habe ich gesehen und mich an den vielen bunten Beeren erfreut.

Auf dem hÄchsten Punkt der Insel (18 m) steht der im Jahr 1855 erbaute Leuchtturm; ein achteckiger Backsteinbau, also nicht mit der sonst gÄngigen rot-weiÙen Bemalung versehen. Von dessen AuÄenbalkon in etwa 38 m HÄhe Sicht auf alle umliegenden Inseln, wie zum Beispiel RÄgen, Ruden und Usedom. Auch das Festland eben noch erkennbar.

WeltentrÄckter noch als auf dem Gnitze fÄhlt man sich hier; gerade als man sich mit diesem Umstand anzufreunden beginnt, ist die Besuchszeit (tÄglich maximal fÄnfzig Personen fÄhr maximal zwei Stunden - was zum Kurzvortrag im Infozentrum des Vereines sowie Turmbesteigung und Inselumwanderung gerade ausreicht) schon wieder vorÄber. Es gibt auf der Oie kein Wirtshaus, keine AutoritÄt, ja, noch nicht einmal eine Äffentliche Toilette. Der freundliche KapitÄn unseres kleinen Ausflugdampfers erinnert seine zumeist Ältlichen Passagiere circa 45 Minuten vor dem Anlegen daran - woraufhin das einzige Schiffsklosett fÄhr den Rest der Fahrt von drÄngelndem Volk umstanden ist!

Nach dem Ablegen unseres "Seeadlers" stehen die beiden freundlichen MÄdchen von Jordsand e.V. in bunten Fleecepullis am verlassenen Kai und winken zum Abschied...ich beobachte sie, bis unser Schiff die Mole passiert hat...danach drehen sie ab und steigen wieder zu ihrem rotbeschindelten Vereinshaus auf...Was sie wohl dabei beredet haben, frage ich mich?

Ein Tag am Strand. WeiÙes GesÄnde. Wonach ich so lange strebte. WeltentrÄckter. Der Alltag hinfert. Blauer Himmel, etwas Wind. Ein Buch. Klatschende Wellen, etwas unerwartet.

Burgbauen auf Anforderung; kein ZÄtgern, kein Einwand: Wir bauen; es klebt an den Fingern, was jedoch niemanden stÄrt, trifft schwerfÄllig auf das bereits vorgefertigte Fundament - eine solide Sand-Wand! Ich bastle diverse Burgfriede (TÄrme) - und denke - wie Phalli!

Und fragte mich eine der Passierenden - ich hÄtte geantwortet: "Wonach sieht es denn aus?" Aber niemand hat gefragt, obwohl Blicke.

Dann Toben in den Wellen. Kreischendes Kindergeschrei, ich wollte es so - es gefÄllt mir. Dann FischbrÄtchen, nicht knusprig wie gestern im Laden, etwas pappig - aber: was sollÄ's? Selbst pappige FischbrÄtchen schmecken uns! Lecker, in jeder Hinsicht - das Strandleben hier! Wie bei Thomas Mann auf Sylt oder in Nidden, denke ich - nur andersrum!

Abends nach dem Essen im "KaiserÄs Pavillon" (Zander - sehr gut und etwas deftig mit Bratkartoffeln) RÄckkehr zum Gestade, zu AKÄs StrandkÄrben und Kiosk: Es gibt LÄbzzer - von dem wir reichlich ordern - und das Meer rauscht, und der Blick in die Weite entschÄndigt fÄhr vieles! Immer noch Leben am Strand, viel junges Volk, die Lichter auf Wollin schon sichtbar - am Horizont seit LÄngerem schon mehrere Frachter - ich sitze und schaue und schaue, welche Objektstudien ohne UnterlaÙ. Ich bin jetzt da. Ich bin jetzt angekommen. Erinnere mich, an das Leben und anderes. Und Vorfreude.

Am gestrigen Tage SwinemÄnde. Erstmalig polnischer Boden unter den FÄhÄen des Verfassers. Erwartung einer Art FortfÄhrung der gewohnten KaiserbÄder.

Eine einzige EnttÄuschung. "Swinoujscie", so wie die Stadt im Polnischen genannt wird, ist hektisch, laut und Äberwiegend verkommen. Die Front der fÄnf- bis achtstÄckigen Bauten aus den Sechzigern und Siebzigern, die uns beim Anlegen am Hafenkai gegenÄbersteht, ist wenig einladend. Wir machen uns auf in Richtung Kurpark und Promenade. Ein Sirenengeheul, wie man es in den

StraÃŸen von San Francisco vermutet, liegt permanent Ã¼ber der Stadt.

Die durchweg an PersÃ¶nlichkeiten der polnischen Geschichte erinnernden StraÃŸennamen studierend, durchmessen wir die Innenstadt. Langsam wird es grÃ¼ner, die Alleen sind mit mÃ¤chtigen Linden bestanden, und es erinnern die anliegenden Bauten vereinzelt, ich wiederhole: vereinzelt an bessere Zeiten. Es wirkt heruntergekommen, vieles, sehr vieles.

Die Promenade in der NÃ¤he des gleichwohl von hier nicht sichtbaren Ostseestrandes gleicht einem Jahrmarkt, einem Basar. Es reihen sich DÃ¶nerbuden, Frittenschmieden, Bierzelte, Spielhallen und RamschlÃ¤den aneinander. Wir stehen staunend vor einem Schnellrestaurant, in dem die GÃ¶ste auf einer Plattform an Tischen sitzend, dieselbe mit einem Hebel in Schaukelbewegungen versetzen kÃ¶nnen... (bon appetit!)

Grauenhaft. Wir verlassen die Promenade Ã¼ber die ul. Matejki, das "Amphitheater" passierend (eine FreilichtbÃ¼hne), dann Ã¼ber die ul. Chopina zurÃ¼ck Richtung Hafen. Besonders die ul. Chopina ist umsÃ¤umt von einem parkartigen GelÃ¤nde mit sehr schÃ¶nen, alten BaumbestÃ¤nden. Eine andere Seite von SwinemÃ¼nde, denken wir.

Bald erreichen wir den groÃŸen Kreisverkehr, der an das Hafengebiet angrenzt. Hier lassen wir uns in einem StraÃŸencafe nieder und genieÃŸen Capuccino, den eine freundliche und sehr hÃ¼bsche junge Bedienung serviert.

Drei Stunden nach unserer Ankunft verlassen wir die Stadt nachdenklich und erleichtert.

Das Licht am Ende des Tunnels - II

Er ging durch einen dunklen, engen Tunnel. Ein Vorwärtskommen war schwer möglich, ständig stieß er mit irgendeinem Körper teil an vorstehende Fels- und Gerölleblätter.

Weit vorne, am Ende des Tunnels, war Licht: helles, gleichendes Licht, strahlender als das Sonnenlicht. Kurz nachdem sie ihn in den stickigen Tunnel gedrängt hatten, hatte er es erblickt und war wie ein Reh in der Dunkelheit darauf zugestolpert.

Zuvor hatte es eine schreckliche Hetzjagd gegeben. Zwei seiner früheren Schullehrer hatten ihn verfolgt, ihn zu ergreifen versucht. Immer wieder riefen sie ihm zu: „Lukassen! Mach den Mund auf und arbeite mit! Lass Dir nicht alles aus der Nase ziehen! Wir kriegen Dich“ und dann riefen wir Dir den Arsch auf!“

Es war furchtbar gewesen. Über Stock und Stein ging die wilde Jagd.“ Wilhelm hatte keine Ahnung, wohin er überhaupt flüchtete. Die Gegend war ihm völlig unbekannt. Er hastete weiter, sprang die Verfolger immer näher kommen, sprang ihren heißen Atem wie den von Bluthunden! Dann stolperte er, schon zuvor hatte er damit gerechnet, geriet ins Straucheln und fiel schmerhaft auf den unwegsamen Boden. Er sah sich schon verloren, da die beiden Lehrer herangesaust kamen, hatte abgeschlossen, legte schützend die Arme vor seinen Kopf“ und sah die beiden Hetzer über ihn hinweg fliegen“ immer noch während Beschimpfungen gegen ihn ausstoßen. Sie rannten weiter, seinen am Boden liegenden Körper einfach nicht beachtend, entfernten sich und verschwanden bald in der Dunkelheit.

Er sah sich schon gerettet, richtete sich möglich auf und klopfte seine beschmutzten Kleider ab. Dann trat plötzlich eine Gestalt hinter einem Gerölleblock hervor und kam langsam näher. Der eisige Schrecken fuhr Wilhelm in die Glieder. Eine Weile dauerte es, bis er erkannte, wer sich unter dem langen Mantel verbarg: Es war Adolf Hitler.

Er zuckte zusammen, als der „Wissen Sie eigentlich, Lukassen, was wir mit Leuten wie Ihnen machen?“ ihn ansprach.

„Wissen Sie eigentlich, Lukassen, was wir mit Leuten wie Ihnen machen?“

Er brachte keinen Ton hervor; seine Stimme schien erstorben.

„Erschießen!“ hallte es herüber. Immer wieder. Immer lauter, und widerhallend, wie aus einer anderen Welt, aber doch so gegenwärtig. „Erschießen! Erschießen! Erschießen!“

Wilhelm begann zu laufen, immer schneller zu laufen, um sein Leben zu laufen.

Als er sich umblickte, hatte Hitler die Pistole gezogen und feuerte.

Zwei-, drei-, viermal... Er verfeuerte das gesamte Magazin.

Jedes der Geschosse traf ihr Ziel, aber sie schienen Wilhelms Körper zu durchdringen, ohne ihn zu verletzen oder ihm Schmerzen zu bereiten!“

Er rannte weiter, von Todesangst getrieben, erblickte den Tunnel und warf sich hinein. Er rappelte sich hoch und sah das gleichende Licht. Vorwärts, nur vorwärts, und nie wieder zurück, war es ihm durch den Kopf geschossen.

Er stolperte wieder, rutschte auf losem Gestein aus, stieß sich den Kopf blutig, aber er rannte weiter. Der Schweiß rann ihm über die Stirn, die Erschöpfung stieg in ihm hoch. Er rannte und rannte, aber das Ende des Tunnels, das Licht und damit die Hoffnung kamen nicht näher, so schien es ihm. Noch immer war es in weiter Ferne.

Er erreichte einen Zustand, in dem man nur noch mechanisch lief, sprang nicht mehr den Schmerz, nicht mehr die Erschöpfung. Er lief und lief. Als er endlich aufsah und realisierte, dass seinem Ziel nicht näher kam, brach er zusammen und schloss ein!“

Toskanisches Tagebuch

Um 08.15 Uhr an dem von mir ausgewählten Parkplatz an der Porta Romana angelangt. Also das Fahrzeug sicher abgestellt und sich auf den restlichen Weg durch die noch weitgehend von Touristen freie Stadt gemacht.

Auf der Ponte Vecchio doch schon geschäftiges Treiben der Händler, die dabei sind, ihre Läden zu öffnen. Zuvor den gewaltigen Palazzo Pitti passiert, der noch verschlossen und wenig beachtet in der Morgensonnen liegt.

Auf der Piazza della Signoria Blick auf die Uffizien, den Palazzo Vecchio und die gewaltigen Skulpturen des David von Michelangelo und den Brunnen des Neptun gleich nebenan...

Wir haben (noch) kaum einen Moment für all diese Schönheiten, sind wir doch entschlossen, so früh als möglich am Duomo mit seiner gewaltigen Kuppel anzulangen, und dieselbe zu besteigen. An diesem imposanten Bauwerk angekommen, gleich in die etwa 150 m lange Schlange der Wartenden eingereiht (kurz nach 09.00 Uhr!!), um doch unerwartet zügig in das Bauwerk selbst bzw. zum Kassenhäuschen vordringen zu können.

Der Anstieg zur "Laterne", die der Kuppel spitze auf gepflanzt ist, entpuppt sich nicht nur als äußerst enge, sondern auch anstrengende Angelegenheit (460 Stufen, allesamt erhöhter als gewohnt und zudem ausgetreten, wollen erklimmen sein!).

Es handelt sich eigentlich um zwei Kuppeln: Eine innere, die die herrlichen Fresken ("Das Jüngste Gericht") trägt, sowie eine Außenkuppel, die die roten Schindeln aufnimmt. Dazwischen: die Aufstiegsstufen und ein Labyrinth von (verschlossenen) Wegen und Durchgängen. Dem Reiseführer nach verschanzten sich während des II. Weltkrieges Florentiner Juden und andere von den Nationalsozialisten Verfolgte in der weitläufigen, unwegsamen Domkuppel.

Endlich auf der gar nicht so engen Aussichtsplattform direkt unterhalb der Laterne angekommen, belohnt man den Besteiger mit einer einmaligen Rundsicht auf Florenz, Arno und die umliegende Berglandschaft. Selbst die höchsten Gipfel der Apuanischen Alpen, zwei Tage zuvor durch uns noch erkundet, erkennt man in der Ferne! Das Panorama ist überwältigend, auch die Aussicht auf die anderen Bauten der toskanischen Metropole. Welches Menschengewirr mittlerweile auf der Piazza herrscht!

Wir verlassen die Kuppel spitze und spähen während des Abstiegs von der oberen und der unteren Galerie ins Innere der Kuppel und in die Tiefe auf den Boden der Kathedrale. Allein die Höhe der Kuppel (35 m) ist so überwältigend, daß man sich fragt, wie es Filippo Brunelleschi im frühen 15. Jahrhundert mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln fertig gebracht hat!

Man muß es mit eigenen Augen gesehen haben, zu schwierig ist es, ob der Dichte, ob der optischen Reizflut Worte zu finden!

Auf dem Domplatz Rückschau auf das soeben besichtigte, weltberühmte Bauwerk. Die Stadt ist mittlerweile von Besuchern über schwemmt, und auf dem Weg zur Piazza della Signoria gännen wir uns ein Gelati. Während unseres Eis-Genusses zieht ein von Carabinieri eskortierter Umzug lokaler Vereine (für uns nicht mehr identifizierbar) an uns vorüber, und wir genießen die musikalischen Klänge des marschierenden Tambourcorps...

An der zuvor erwähnten Piazza Bewunderung der gewaltigen Skulpturen - ich schieße Foto auf Foto. Auch laden pferdebespannte Fiaker zur Stadtrundfahrt ein, wozu uns jedoch Zeit, Muße und vielleicht auch das Geld fehlen.

B. ergreift die Initiative und schlängt vor, die Uffizien zu besichtigen. Ohne lange zu zögern stimme ich zu. Die Schlange der auf Einlaß Wartenden umgehen wir durch die Zahlung eines gewissen "Zuschlages" auf den Ticketpreis!

Die Uffizien bergen - neben einigen bekannten Werken des Alessandro Botticelli - eine Reihe anderer wichtiger Gemälde und Skulpturen der Renaissance, der sogenannten "Großen Meister" des 13. bis 18. Jahrhunderts.

Es ist einfach überwältigend: Welche Dichte weltberühmter Kultur auf so engem Raum! Schiere Unmöglichkeit, alles zu erfassen!

Allein die Säle 10 bis 14 längs des östlichen Korridors des U-förmigen Gebäudes scheinen die Besucher der Uffizien geradezu magisch anzuziehen, sodaß dieselben hoffnungslos überfüllt sind.

Man hat nur wenig Gelegenheit, die Werke in Mzüße und Ruhe zu betrachten!

Der Verbindungskorridor (die Basis des "U") eröffnet herrliche Ausblicke auf den nahen Arno, die ihn überspannenden Brücken (allen voran "Ponte Vecchio") und die anderen Werke romanischer und gotischer Baukunst.

Den Museumsshop am Ende des Rundgangs bewältige ich in zigigem Tempo - in der Hoffnung, meine Kreditkarte auf diese Weise nicht über Gebühr zu belasten...